

„Ich schaffe Wissen, weil ...“ Welches Wissen schafft Wissenschaft für Praxis?

Dr. Kristin Teuber, Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorf e.V.

Forschung am Sozialpädagogischen Institut (SPI) des SOS-Kinderdorf e.V.

Das Sozialpädagogische Institut (SPI) des SOS-Kinderdorf e.V. ist ein trägereigenes sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis: Einerseits trägt es dazu bei, die pädagogische Praxis der SOS-Einrichtungen zu reflektieren und deren Arbeit sozialwissenschaftlich zu fundieren. Andererseits wirkt es mit seinen Erkenntnissen in die Fachwelt hinein. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler arbeiten in Forschungsprojekten mit anderen Instituten oder Hochschulen zusammen und führen auch eigene Praxisforschungsprojekte durch. Insofern kann man das SPI der außeruniversitären Forschung zurechnen.

Die Anbindung an einen Träger der Kinder- und Jugendhilfe bringt den Vorteil mit sich, relativ nah an der Praxis zu sein, nicht von einem Projekt zum nächsten springen oder ständig Fördermittel akquirieren zu müssen. Gleichzeitig hat das SPI – im Gegensatz zu einem freien Forschungsinstitut – auch trägerinterne Aufgaben zu übernehmen und (insbesondere im Bereich der Jugendhilfeforschung) den Nachweis zu führen, dass seine Studien sozialwissenschaftlichen Standards genügen und nicht zu Legitimationszwecken durchgeführt werden. Hier gilt es also, mit einer Haltung der „kritischen Loyalität“ die Balance zwischen Praxisnähe und wissenschaftlichem Abstand zu halten. In den nachfolgenden Überlegungen spiegeln sich Erfahrungen aus der täglichen Praxisforschung am SPI wider.

Wissen schaffen für die Praxis

Welches Wissen schafft Wissenschaft für die Praxis? Um diese Frage zu beantworten, könnte man erst einmal verschiedene Wissensformen aufzählen, die die Praxis – je nach Kontext und in unterschiedlichem Umfang – benötigt: theoretisches Wissen, Methodenwissen, empirisches Wissen, handlungsrelevantes Wissen usw. Dieses Wissen wird zwar geschaffen und steht zur Verfügung, es kommt aber in der Praxis nicht unbedingt an. Deswegen stellt sich die Frage nach einem gelingenden Transfer zwischen Forschung und Praxis.

Welches Wissen braucht *die Praxis*? Betont man diesen Aspekt, so wird schnell deutlich, dass es *die Praxis* nicht gibt, sondern dass es sich dabei um vielfältige Tätigkeits- bzw. Praxisfelder handelt. Für den SOS-Kinderdorfverein arbeiten zum Beispiel Fachkräfte in verschiedenen Bereichen von der Heimerziehung bis zur offenen Jugendarbeit, Einrichtungs- und Bereichsleitungen, Kolleginnen und Kollegen in der Qualitäts- und Organisationsentwicklung und die Führungsetage des Trägers. Es gibt also die Praxis des pädagogischen Handelns, die Praxis der Qualitätsentwicklung und die Praxis der Steuerung. Jeder will und braucht etwas anderes und stellt verschiedene Anforderungen an Praxisforschung.

Die Praxis ist also komplex und es gibt keinen Wissenskanon, der allen Bedürfnissen gleichermaßen gerecht wird. Mehr noch: Häufig passen die Erwartungen der verschiedenen Praxisebenen nicht zusammen, sodass man als Trägerinstitut strukturell und alltäglich zwischen allen Stühlen sitzt, vor allem wenn es um Interessenkonflikte oder Hierarchiefragen geht.

Anforderungen an Praxisforschung

Die Anforderungen an Praxisforschung sind mitunter umfänglich. Als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler an einem Forschungsinstitut wie dem SPI hört man im Alltag nicht selten

Fragen wie: „Sag mir doch mal schnell ...“, „Was ist denn gerade der Stand von ...?“, „Hast du mal eben eine Präsentation zum Thema ...?“, „Gibt es Zahlen zu ...?“, „Warum machen wir nicht mal ein Projekt zu ...?“ usw. Es zeigt sich also: Wenn die Praxisforschung ein verlässlicher Ansprechpartner für die pädagogische Praxis sein will, muss sie inhaltlich breit aufgestellt sein.

Nun kann ja kaum jemand von sich behaupten, ein solcher Allrounder zu sein. Um den vielfältigen, teils auch konträren Erwartungen tatsächlich zu entsprechen, sind neben den eigentlichen Kompetenzen für wissenschaftliches Arbeiten und Forschen auch Fähigkeiten in der adressatenbezogenen Kommunikation und Vermittlung – mündlich wie schriftlich – sowie in der Prozessgestaltung gefragt. Und häufig gilt es, sinnvoll Prioritäten zu setzen bei der Frage, welche Anforderungen wie erfüllt werden sollen.

Was erwarten pädagogische Fachkräfte von Forschung?

Werfen wir einen genaueren Blick auf *eine* der oben erwähnten Praxisebenen, nämlich die Ebene des pädagogischen Handelns im Alltag. Fachkräfte erwarten von der Praxisforschung, dass sie Erkenntnisse für ihr Arbeitsfeld liefert, die nützlich, ihrer Praxis angemessen, handlungsrelevant und anwendbar sind.

Darüber hinaus erwarten Praktikerinnen und Praktiker fachliche Orientierung und Bestätigung für ihr unmittelbares Handeln – insbesondere dort, wo gesellschaftliche Anforderungen wachsen, etwa bei der Begleitung benachteiligter Jugendlicher auf dem Weg in die Selbstständigkeit. Hier helfen beispielsweise Ergebnisse aus Ehemaligenbefragungen, in denen Care-Leaver rückblickend ihre Erfahrung in der stationären Betreuung einschätzen.

Pädagoginnen und Pädagogen wünschen sich Forschungsprojekte und Theoriekonzepte, die an ihre Praxis anschließen und die mit ihnen rückgekoppelt sind. So lassen sich zum Beispiel der Doing-Family-Ansatz oder Forschungsergebnisse und Verfahren zur Begleitung von Geschwistergruppen recht gut an Konzepte der familialen Betreuung in der stationären Erziehungshilfe andocken.

Fachkräfte stehen im Alltag unter Druck und fragen sich, ob sie das Richtige tun. Hier kann Praxisforschung Antworten liefern oder zumindest Anregungen für die Entwicklung geben mit dem Ziel, die Praxis anzureichern und ihren Blick zu erweitern.

In welchem Verhältnis stehen Forschung und Praxis zueinander?

Inwieweit Forschung mit ihren Erkenntnissen in der Praxis ankommt, hat viel mit dem Verhältnis zu tun, in dem beide zueinander stehen. In einem hierarchischen Verhältnis nach dem Motto „Forschung oben, Praxis unten“ funktioniert der Wissenstransfer sicher nicht. Alle, die in Forschung oder Praxis tätig sind, kennen die teils berechtigten, teils unreflektierten Vorbehalte und Widerstände auf beiden Seiten: „Wissenschaft bzw. Forschung ist weit weg von der Praxis, sie sitzt im Elfenbeinturm und hat keine Ahnung von dem, was im Alltag läuft“, lautet der eine Vorwurf, „Alle Praktikerinnen und Praktiker sind theoriefeindlich!“ der andere.

Ein weiteres Problem liegt in der Diskontinuität von Forschungsprojekten: Das Projekt bzw. die Forschenden kommen ins Feld und gehen dann wieder, während die beteiligte Fachkraft sich fragt: „Was habe *ich* eigentlich davon?“ Praxisforschung ist gut beraten, in ihren Projekten begleitende Prozesse – wenn möglich in Verbindung mit Qualitätsentwicklung – zu gestalten, statt ein „Projekt-Hopping“ zu veranstalten. Dies ist umso wichtiger, wenn Einrichtungen in mehreren Forschungsprojekten mitwirken.

Kolleginnen und Kollegen aus der Praxis äußern manchmal die Bitte: „Helft uns, die inhaltlichen Stränge aus den verschiedenen Projekten zusammenzubringen. Wir kriegen das sonst nicht hin.“ Diese Aussage macht deutlich, dass Forschungsergebnisse und subjektive Theorien bzw. Handlungskonzepte der Praxis häufig in Konkurrenz zueinander stehen. Praxisforschung stellt Erkenntnisse neben die Erfahrung der Fachkräfte. Sie interpretieren dies häufig als Zusatzaufgabe, die im ohnehin schon anstrengenden Alltag auch noch bewältigt werden muss. Forschungsergebnisse werden von Praktikerinnen und Praktikern schnell als Kritik, Kontrolle oder gar Entwertung ihrer Arbeit wahrgenommen.

Forschung und Praxis auf Augenhöhe: „Mit der Praxis für die Praxis“

Um mit diesen Problemen umzugehen, muss Praxisforschung nicht zuletzt ihr Verhältnis zur Praxis als Begegnung auf Augenhöhe gestalten, bei der alle Beteiligten ihre unterschiedliche Expertise einbringen können. „Mit der Praxis für die Praxis“ – das wäre der passende Leitsatz für ein solches partnerschaftliches Verhältnis. Dabei ist es von Vorteil, wenn man sich persönlich kennt und weiß, was die Aufgabe des jeweils anderen ist. Insbesondere die Forschenden müssen sich gegenüber der Praxis Authentizität, fachliche und menschliche Autorität sowie Solidarität erarbeiten. Es gilt Vertrauen aufzubauen, ohne sich wechselseitig zu vereinnahmen.

Natürlich kann man mit Fachkräften aus der Praxis Fragen für die Forschung diskutieren – wenn allen dabei klar ist, dass sich die daraus resultierenden Inhalte und Anregungen nicht eins zu eins in Projekten umsetzen lassen. Vielmehr müssen sie in Forschungsfragen überführt und verdichtet werden, die man theoretisch fassen, methodisch umsetzen und empirisch erheben kann. Und natürlich ist es wichtig, dass Fachkräfte rückmelden, ob sie sich mit ihrer Praxis in den Forschungsergebnissen wiederfinden oder ob sich Erkenntnisse im praktischen Handeln umsetzen lassen. Ein wichtiger Schritt ist getan, wenn Menschen aus der Praxis darauf vertrauen, dass ein angemessener Blick auf ihr Handeln geworfen wird. Oder wenn sie sagen: „Wir verlassen uns darauf, dass das Projekt theoretisch durchdacht ist und die Erhebung nach den Regeln der Kunst erfolgt, auch wenn wir das selbst nicht alles durchdringen.“ Dann ist eine Vertrauensbasis für ein produktives Zusammenwirken von Forschung und Praxis entstanden. Und dann kann Forschung Wissen schaffen, von dem sie weiß, dass es der Praxis nützt.

Wissen aus der Forschung für die Praxis nutzbar machen

Wenn nun die Forschung Erkenntnisse gewonnen hat, die für die Praxis relevant und hilfreich sind, so gilt es in einem nächsten Schritt, diese Erkenntnisse für den praktischen Alltag nutzbar zu machen. Wie kann dies gelingen?

- Zunächst einmal braucht Forschung einen guten Blick auf die Entwicklungen im jeweiligen Feld. Dafür ist es von Vorteil, nah an der Praxis zu sein und ihre Fachdebatten gut zu kennen. Eine „Forschung aus dem Off“ kann dies kaum leisten.
- Darüber hinaus ist Forschung für die Vermittlung ihrer Ergebnisse in die Praxis verantwortlich und muss dazu beitragen, dass diese in den pädagogischen Alltag integriert werden können. Zu viele Alternativen nebeneinanderzustellen überfordert die Praxis.
- Forschung, die ihr Tun und die Weiterentwicklung der Praxis aufeinander bezieht, zeichnet sich zudem durch Reflexivität aus. Idealerweise führt sie einen Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis, reflektiert diesen und geht bei der Weitergabe ihrer Erkenntnisse individuell auf die verschiedenen Praxisebenen ein.

- Eine weitere Aufgabe besteht darin, kontinuierliche Transferprozesse zu gestalten. So kann die Forschung im regelmäßigen Austausch mit der Bereichsleitungs- oder Qualitätsentwicklungsebene recht genaue Auskünfte darüber erhalten, welche Erkenntnisse in der Praxis ankommen und wie sie sich plausibel machen lassen.
- Die Vermittlung von Ergebnissen braucht außerdem kreative Kooperationsformen sowie ansprechende Formate: mündlich in Workshops oder Forschungswerkstätten und schriftlich in verschiedenen Textgattungen und angemessener Sprache. Auch Erklärfilme, Science Slams, Lecture2Go-Formate o.Ä. erzielen Aufmerksamkeit – ohne dass dies zulasten der inhaltlichen Seriosität gehen darf.
- Und nicht zuletzt ist der Transfer von Forschungserkenntnissen eine Kommunikationsaufgabe im Sinne einer Übersetzungs- und Überzeugungsarbeit. Die Kunst besteht darin, in den Projekten theoretisch fundiert und nach sozialwissenschaftlichen Standards zu arbeiten, die Erkenntnisse aber für verschiedene Praxisebenen zu übersetzen – ohne Theorie- und Methodendiskussion. Die Praxis will sich auf die Ergebnisse verlassen können, ohne deren Zustandekommen im Detail verstehen zu müssen.

Erfolgreicher Wissenstransfer durch vernetztes Denken und Handeln

Wenn Wissenschaft bzw. Forschung die Praxis erreichen möchte, dann gelingt dies vor allem dann, wenn sie den Transfer von Ergebnissen als vernetztes Denken und Handeln in Prozessen und Strukturen einer Organisation versteht. Dabei ist es wichtig, dass sowohl die Organisation als auch die einzelnen Personen die jeweils nötigen Lernschritte gehen. Ein solcher Transfer mag oft mühsam sein. Aber wenn Ergebnisse aus der Praxisforschung in der Praxis ankommen, wenn sie tatsächlich nützlich sind und genutzt werden, ist das für alle Seiten umso befriedigender. Dann steht Praxisforschung im Dienst von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien, die Unterstützung brauchen, und im Dienst von Fachkräften, die sie im pädagogischen Alltag begleiten.